

BEATE MAXIAN
Tod im Belvedere



GOLDMANN

Beate Maxian

Tod im
Belvedere

Der dreizehnte Fall für Sarah Pauli

Ein Wien-Krimi

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Originalausgabe April 2023

Copyright © 2023 by Beate Maxian

Copyright © dieser Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung der

literarischen Agentur Peter Molden, Köln

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: FinePic®, München

Redaktion: Susanne Bartel

KS · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49255-8

www.goldmann-verlag.de

Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen,
Tintenflecken mit Tinte, Ölflecken mit Öl wegputzen
zu wollen. Nur Blut soll immer wieder mit Blut
ausgewaschen werden.

Bertha von Suttner, *Die Waffen nieder*

Dienstag, 13. Juli

Britta Eckenberg fuhr in die Höhe.

Ihr Herz führte einen wilden Tanz auf. Ein Geräusch wie von zersplitterndem Glas hatte sie regelrecht aus dem Schlaf katapultiert. Sie hatte geträumt, starrte nun an die dunkle Wand gegenüber ihrem Bett und versuchte, gleichmäßig zu atmen, während der vermeintliche Traum nachhallte.

Vor dem Zubettgehen war ihr ein Trinkglas aus der Versace-Serie aus der Hand gerutscht. Karl, ihr verstorbener Mann, hatte ihr sechs der edlen Kristallgläser geschenkt. Wenige Wochen vor seinem Tod. Sie hatte ihn mit geschlossenen Augen vorgefunden. Zuerst hatte sie gedacht, er genieße die Musik. Ein Hornkonzert von Mozart. Erst nachdem der letzte Ton verklungen gewesen war, hatte sie Karls Ableben entdeckt, da er sich immer noch nicht bewegt hatte. Er war friedlich im Ohrensessel im Wohnzimmer für alle Ewigkeit eingeschlafen, im Alter von neunundachtzig. Britta war damals vierundsechzig gewesen. Das lag sieben Jahre zurück.

Ihre Gedanken wanderten wieder zu den Versace-Gläsern. Sie waren mit einem goldfarbenen Band eingefasst und mit dem legendären Medusa-Logo verziert. In Wahrheit konnte sie das zerbrochene Glas problemlos

ersetzen. Die knapp fünfhundert Euro, die so ein Kristallglas kostete, bereiteten ihr keine schlaflosen Nächte. Britta Eckenberg war dank ihres toten Mannes Millionärin und konnte sich somit unzählige Designergläser leisten. Außerdem konnte es einem mit einundsiebzig Jahren schon mal passieren, dass man etwas fallen ließ. Gleichwohl hatte das Missgeschick sie offenbar bis in den Schlaf verfolgt.

Langsam drehte sie den Kopf zur Seite zu ihrem Wecker. Die grünen Ziffern zeigten 02:30. Sie hatte erst zweieinhalb Stunden geschlafen. Neben dem Wecker stand ein leeres Glas. Vor dem Schlafengehen genehmigte sie sich gerne einen Balvenie. Der schottische Whisky half ihr, leichter ins Land der Träume zu gleiten. Sie beschloss, sich einen weiteren Drink zu gönnen, tastete nach der Nachttischlampe und drückte den Schalter. Licht flammte auf.

Sie schälte sich aus dem Bett, zog ihren altrosa Seidenmorgenmantel über ihr Nachthemd mit französischer Spitze und schlüpfte in die eleganten schneeweißen Pantoletten von Chanel. Noch immer legte sie großen Wert auf ihr Aussehen, selbst wenn niemand sie sah. Nicht nur, was die Kleidung betraf. Ihr Gesicht war annähernd faltenfrei, was sie auf die aufwendige Pflege und Gesichtsyoga zurückführte. Das Dekolleté bedeckte sie in der Öffentlichkeit dennoch schon seit Jahren mit einem Seidentuch oder einer pompösen Halskette. Nur um ihren Mund und ihre Augen hatten sich im Laufe der Zeit feine Striche eingegraben, was sie dem Ärger mit der Familie zuschrieb.

Sie warf einen Blick aus dem offen stehenden Fenster in den parkähnlichen Garten. Meterhohe Hecken schirmten die zweistöckige Luxusimmobilie ab. Dahinter lagen die Weinberge, für die der Ortsteil Grinzing im Wiener Stadtteil Döbling weltbekannt war. Genauso wie für die Heurigen, in denen selbst erzeugter Wein ausgeschenkt wurde und die sogar zum Kulturerbe zählten. Und dennoch hatte sich dieser Teil des neunzehnten Bezirks den Charme eines alten Weindorfes bewahrt. Auch das Eingangstor am Ende des Zufahrtswegs zur Villa wehrte die meisten Einblicke ab. Von der Straße konnte man höchstens einen flüchtigen Blick auf die noble Liegenschaft erhaschen.

Sie wandte sich der Schlafzimmertür zu. Als sie sie aufzog, hörte sie plötzlich Schritte im Erdgeschoss. Das war doch unmöglich! Sie war allein im Haus. Angestrengt horchte sie in die Dunkelheit und vernahm einen gedämpften Laut im unteren Parterre. Da war eindeutig jemand in der Villa. Britta Eckenberg hatte auch noch in ihrem hohen Alter ein ausgesprochen gutes Gehör und eine schnelle Auffassung. Das Geräusch von zerbrechendem Glas war demzufolge kein Traum gewesen. Der Eindringling musste eine Scheibe eingeschlagen haben. Einbrecher! Das Herz schlug ihr bis zum Hals, ihre Hände zitterten.

Ruf die Polizei!, schrillte es in ihrem Kopf. Wo war das Mobiltelefon? Sie nahm es nie mit ins Schlafzimmer, weil sie überzeugt war, dass es ihre Nachtruhe störte. Doch wo lag es jetzt? Verflucht! In der Aufregung konnte sie sich nur schwer konzentrieren. Immer

wieder entglitten ihr die Gedanken. Dann erinnerte sie sich, dass sie es auf dem Couchtisch im Wohnzimmer im Erdgeschoss liegen gelassen hatte. Und der Festnetzapparat stand auf dem Schreibtisch im Büro, das sich ebenfalls unten befand. Sie atmete mehrmals lautlos durch, nahm all ihren Mut zusammen, schlich zum Absatz der breiten Holztreppe und sah hinunter. Das Foyer lag im Halbdunkeln. Durch die Verglasung der Haustür schien Mondlicht auf den silbergrau geflammten Quarzitußboden. Die weiße Tür, die in die Garderobe führte, schien geschlossen zu sein. Sie überlegte, wieder ins Schlafzimmer zurückzugehen und sich einzuschließen. Aber damit würde sie dem Gesindel sozusagen einen Freibrief geben, sie auszurauben. Kurz entschlossen schlüpfte sie aus den Hausschuhen und stieg barfuß nach unten.

Weil sie wusste, dass die Stufe unterhalb des Gemäldes von Oskar Kokoschka, das eine Frau beim Nähen zeigte, knarzte, schritt sie weit aus und setzte den Fuß auf die darunter. Einen Moment lang hielt sie den Atem an, ehe sie vorsichtig ihren Weg fortsetzte. Sie schlich an den Originalen von Gustav Klimt und Egon Schiele vorbei. Zum Glück lagerte der überwiegende Teil der Gemäldesammlung hinter Sicherheitstüren in drei Kellerräumen der Villa, die einem kleinen privaten Museum glichen. Begehbar von Menschen, die den Zugangscode kannten, und das waren nur sie und Ramona, ihre Assistentin. Der Einbrecher würde es nicht hineinschaffen. Es sei denn, er erwischte sie und nötigte sie, ihm den Code zu verraten. Die Kunstsammlung

war ewiger Streitpunkt mit der Familie aus Karls erster Ehe. Seine Kinder Daphne und Konstantin behaupteten, dass ihnen ein großer Teil davon zustand. Dabei hatte Karl sie Britta zur Gänze vermacht. Das Testament war niet- und nagelfest. Aber die Nachkommen ihres Mannes gönnten ihr die Sammlung nicht. Die fünfundzwanzig Jahre, die Britta jünger als Karl gewesen war, gaben seiner Nachkommenschaft das Recht, sie Erbschleicherin und Schmarotzerin zu nennen. Attribute wie verschlagen, heimtückisch und maßlos gehörten noch zu den netteren, die die Brut für sie übrighatte. Mittlerweile stießen Karls Enkel Richard und Tilmann in das gleiche Horn. Letzterer war besonders schlecht auf sie zu sprechen, warum auch immer. Sie hatte aufgehört, sich diese Frage zu stellen, weil sie ohnedies nie eine Antwort bekommen würde. Davon abgesehen hatte sie nicht vor, ein Kunstwerk herauszurücken. Mochte die gierige Mischpoke auch noch so oft auf ihr angebliches Recht pochen. Das Testament war bis ins kleinste Detail von einem angesehenen Notar verfasst worden, der in Karls Auftrag sämtliche Schlupflöcher zugemauert hatte. Darüber hinaus war es längst rechtswirksam. Die Kinder und Enkel hatten genug bekommen. Noch zu Lebzeiten hatte Karl die Eckenberg Metall- und Anlagen AG an Daphne und Konstantin übergeben.

Leises Schaben riss sie aus den Gedanken. Ein Geräusch, als zöge jemand Schubladen auf. Es kam aus dem Büro. Britta hatte das Ende der Treppe erreicht und schlich an der Bürotür vorbei. Mit etwas Glück würde

sie es unbemerkt ins Wohnzimmer schaffen, wo ihr Mobiltelefon lag. Es waren nur noch ein paar Schritte.

Eins, drei, drei, Polizei, sagte sie in Gedanken einen Kinderreim auf, um gleich die Ziffern ins Telefon zu tippen. So leise wie möglich, drückte sie die Klinke der doppelflügeligen Tür nach unten und schob sie auf. Augenblicklich bemerkte sie die Gestalt mit Sturmhaube, die Karls Dolch in der Hand hielt. Das grelle Licht einer Taschenlampe blendete Britta. Sie schirmte ihre Augen mit der Hand ab, drehte sich instinktiv um und stürzte zur Eingangstür. Der Eindringling aus dem Wohnzimmer war dicht hinter ihr. Er holte sie ein. Dann traf sie etwas Hartes an der Schläfe, und alles wurde schwarz.

Ein Monat später

Freitag, 13. August

Der Minoritenplatz wurde von Palais, Ministerien und vom Haus-, Hof- und Staatsarchiv gesäumt. Sein Zentrum dominierte die Minoritenkirche. Sarah Pauli musste stets an ihre verstorbene neapolitanische Großmutter denken, wenn sie, so wie jetzt, an dem Gotteshaus vorbeikam. Denn die Kirche war zugleich die italienische Nationalkirche Maria Schnee, und ihre Nonna hatte hier des Öfteren die heiligen Messen besucht, weil diese nicht nur in Deutsch, sondern auch in ihrer Muttersprache abgehalten wurden. Sarah blieb stehen, legte den Kopf ein wenig in den Nacken und sah nach oben. Sie wusste, dass die Spitze des Kirchturms erstmals 1529 im Zuge der ersten Türkenbelagerung zerstört worden war. 1633 hatte man das Dach wieder aufgebaut, aber die Kirchturmspitze war im Zweiten Türkenkrieg 1683 erneut durch Beschuss beschädigt und durch ein Flachdach ersetzt worden, das noch heute den Abschluss des Turms bildete.

Sarah genoss die Wärme der Sonne in ihrem Gesicht. Generell mochte sie den Sommer in der Stadt, trotz der immer länger werdenden Hitzeperioden. Viele Einheimische waren in Urlaub, was sich auf den Straßen und

in den U-Bahnen bemerkbar machte. Außerdem waren die Leute allgemein besser gelaunt, und die Hektik hatte Pause. Denn die Touristen schoben sich im eher gemächlichen Tempo durch die Gassen, um eingehend die unzähligen Sehenswürdigkeiten zu betrachten. Normalerweise entschleunigte das auch Sarah. Doch heute blieb ihr leider keine Zeit, sich treiben zu lassen. Es war fünf Uhr nachmittags, und Herbert Kunz, der Chef vom Dienst, wartete in der Redaktion auf sie. Sie mussten noch die morgige Ausgabe des *Wiener Boten* durchsehen, bevor diese in den Druck ging, aber die Pressekonferenz des Bundeskriminalamtes im nahe gelegenen Presseclub Concordia hatte länger als geplant gedauert. Und vor dem offiziellen Ende hatte Sarah nicht aufbrechen wollen. Die beiden Beamten der Kriminalprävention hatten wertvolle Tipps gegeben: wo man Wertsachen aufbewahren sollte, wenn man in den Urlaub fuhr, und wie man sich zur Hauptreisezeit vor Einbrüchen schützen konnte.

Obwohl Sarah inzwischen Chefredakteurin war, ging sie bisweilen noch immer selbst auf Konferenzen und recherchierte. Im Chefsessel zu versauern lag nicht in ihrer Natur. Da kam ihr so eine Presseeinladung gerade recht, um mal wieder rauszukommen.

»Sarah? Sarah Pauli?«, stoppte sie plötzlich eine Stimme.

Sarah sah einen Hünen vor sich. Trotz der sommerlichen Hitze trug er einen dunklen Anzug, als käme er von einer Beerdigung.

»I pock's ned. Du bist es wirklich. Sarah! Das darf

ned wahr sein. Wie lange haben wir uns ned g'sehen? Zehn, fünfzehn Jahre?«

Sarah blickte den Mann lächelnd an, versuchte verzweifelt, sich zu erinnern, woher sie das Gesicht kannte. War er ein Kollege von einem Konkurrenzblatt? Ein Werbekunde des *Wiener Boten*? Jemand, den sie irgendwann mal interviewt hatte? Sie hoffte, dass er ihr die Ahnungslosigkeit nicht ansah und ihr Lächeln nicht aufgesetzt wirkte.

Plötzlich realisierte sie, wer da vor ihr stand, und ihre Augen blitzten freudig auf. »Peer Schneider! Was für eine schöne Überraschung, dich wiederzusehen. Wie geht's dir?«

»Super. Ich verkaufe Kunstwerke an reiche Leute. Seit acht Jahren führ ich mein eigenes Auktionshaus in der Stallburggasse.« Er zeigte hinter sich.

»Das klingt großartig.« Sarah war beeindruckt. »Stell ich mir spannend vor, immer von Kunst umgeben zu sein.«

Peer nickte. »Ist es auch. Aber sag mal, hast noch Kontakt zu den Leuten von früher?«

Sarah schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Irgendwie haben wir uns alle aus den Augen verloren.« Sie und Peer hatten sich zwar nicht ausschließlich innerhalb desselben Freundeskreises bewegt, waren sich jedoch oft auf Studentenfesten oder in Bars begegnet. »Du?«

»Nein, eigentlich auch nicht. Nur zu Amanda.«

Sarah überlegte einen Moment. Dann erschien vor ihrem inneren Auge eine attraktive Frau mit goldbraunen Locken, die manchmal auf eine Art ein wenig

unbeholfen wirkte, die bei den Männern den Beschützerinstinkt geweckt hatte. Sie war Teil von ihrem und Peers Freundeskreis gewesen. »Amanda Wenger?«

»Ja. Nur, dass sie jetzt Schneider heißt.«

»Ihr seid verheiratet?«, begriff Sarah. »Das sind ja schöne News. Aber ihr wart damals nicht zusammen, oder erinnere ich mich jetzt grad nur nicht daran?«

»Nein. Unsere Verbindung ist auch erst mal abg'risen. Zwischenzeitlich waren wir mit anderen Partnern liiert. Obwohl ich gestehen muss, ich bin schon damals auf sie g'standen.« Er zuckte mit den Achseln. »Nach unseren jeweiligen Scheidungen sind wir uns dann zufällig übern Weg g'laufen. So wie du und ich heute. Und jetzt sind wir schon vier Jahre verheiratet.«

»Du und Amanda. Na geh, mach keinen Schmäh!« Sarah starrte ihn mit offenem Mund an.

»Wenn ich's dir sag.« Peer hob belustigt die Augenbrauen.

»Ich fass es nicht«, sagte Sarah immer noch überrascht. »Mein Gott, was hatten wir damals Spaß.«

In den nächsten Minuten erinnerten sie sich an intensive Gespräche an Sonntagnachmittagen in diversen Kaffeehäusern und an Abende in Bars. Vorrangig in jener im siebten Bezirk, in der sie manchmal die halbe Nacht Würfelpoker gespielt hatten. Und an laue Sommernächte, in denen sie als Gruppe durch die Lokale im Bermudadreieck, einem beliebten Ausgehviertel in der Innenstadt, gezogen waren. Um fünf oder sechs Uhr morgens waren sie dann oft an einem der legendären Wiener Würstelstände gestrandet und hatten sich Fast

Food auf Wienerisch gegönnt. Zumeist eine Käsekraier mit scharfem Senf, einem Scherzel Brot und einer Dose Ottakringer Bier. Wenn er zu viel getrunken hatte, gab Peer seine Bestellung manchmal aus Spaß im breiten Wiener Dialekt auf, erinnerte sich Sarah: »A Eitrige mit an Schoafn, an Buggl und an Sechzehnerblech.« Sechzehnerblech deshalb, weil die Brauerei in Ottakring, dem sechzehnten Wiener Gemeindebezirk, zu Hause war.

»Du schaust übrigens immer noch wie damals aus.« Peer musterte sie, als sähe er sie zum ersten Mal. Sarah hatte ihre halblangen dunkelbraunen Haare zu einem hohen Zopf zusammengebunden und trug einen ärmellosen terrakottafarbenen Jumpsuit, der ihre sonnengebräunte Haut akzentuierte.

»Du aber auch«, gab sie das Kompliment zurück, obwohl sie sich im ersten Moment, nachdem sie realisiert hatte, wer sie da ansprach, erschrocken hatte. »Also, fast«, schränkte sie ein und zeigte auf Peers kahles Haupt. Nichts erinnerte mehr an die braune Lockenpracht, um die ihn viele Frauen beneidet hatten. Zudem hatte er seine sportliche Figur verloren. Sarah vermied es, mit ihrem Blick seinen Bauchansatz zu streifen. Stattdessen konzentrierte sie sich auf sein Gesicht. Peer strahlte immer noch genauso spitzbübisch, wie sie ihn in Erinnerung gehabt hatte.

»Du trägst ein Corno«, merkte er an.

Instinktiv schnellte ihre Hand zu dem roten Anhänger an ihrer Halskette. »Du kennst das? Die meisten fragen mich, ob das eine Chilischote oder ein Pfefferrone ist.«

»Natürlich kenne ich ein Corno.« Er klang fast ein wenig beleidigt. »Es schützt vor dem bösen Blick. Du hast wohl vergessen, dass wir früher häufig über Bildsymbole diskutiert haben.«

Sarah dachte nach.

»Vor allem über Symbolik in Gemälden. Das war schon während des Kunststudiums meine Passion«, half ihr Peer weiter auf die Sprünge.

»Stimmt«, erinnerte sich Sarah langsam. »Wir haben öfter über Vanitas-Gemälde gesprochen.« Der Bildtypus war bei Malern ab dem 17. Jahrhundert sehr beliebt gewesen. Darin hatten sie irdische Gegenstände wie Bücher, Wein, Schmuck und Ähnliches mit Sinnbildern der Vergänglichkeit dargestellt. Mit einem Totenkopf, einer Sanduhr oder einer erloschenen Kerze. Es war die Absicht der Künstler gewesen, an die Sterblichkeit und die Unsinnigkeit weltlicher Wünsche zu erinnern. Sie wusste noch, wie Peer stundenlang über den Symbolgehalt der Gemälde von Pieter Claesz oder Hieronymus Bosch referiert hatte.

»Und die faszinieren mich immer noch. Gerade wollte ich in die Minoritenkirche, das Mosaik *Das letzte Abendmahl* fotografieren.«

»Aber das ist kein Vanitas-Gemälde«, entgegnete Sarah.

»Nein«, kam es gedehnt zurück. »Ist es nicht. Aber du weißt sicher, dass Leonardo da Vinci angeblich einen geheimen Code in dem Bild verarbeitet hat und dass es Giacomo Raffaelli als Vorlage für sein Mosaik diente.«

Sarah nickte. Tatsächlich wusste sie noch viel mehr,

nämlich dass das Mosaikbild einst Napoleon in Auftrag gegeben hatte, es aber erst nach dessen Sturz fertiggestellt worden war. Weshalb seinerzeit Napoleons Schwiegervater Kaiser Franz das Kunstwerk fürs Belvedere erworben hatte. Als es sich dafür als zu groß entpuppte, war es kurzerhand in die Minoritenkirche gewandert.

»Ich hab den *Wiener Boten* abonniert«, wechselte Peer das Thema. »Du bist Chefredakteurin. Gratuliere.«

»Danke.«

»Ich lese regelmäßig deine Kolumnen.«

»Freut mich.«

»Erst heute Morgen deinen Artikel über Freitag, den Dreizehnten.«

Sarah hatte ihre aktuelle Kolumne zum Thema Aberglauben dem vermeintlichen Unglückstag gewidmet. Der genaue Ursprung des Mythos war unbekannt. Der Überlieferung nach war Jesus Christus an einem Freitag, den Dreizehnten, gekreuzigt worden. Eine andere Theorie besagte, dass am dreizehnten Oktober 1307 der französische König Philipp IV. den einflussreichen Tempelorden zerschlagen hatte und die Mitglieder unter Mitwirkung von Papst Clemens V. grausam ermorden ließ.

»Freitag, der Dreizehnte, ist ein guter Tag, um sich um einen Verräter zu kümmern. Meinst nicht auch?« Er zeigte lachend auf die Kirche.

Sarah glaubte die Bemerkung zu verstehen. Peer sprach von Judas, dem Verräter, der naturgemäß auf dem Mosaik mit den Aposteln abgebildet war.

»Das kann kein Zufall sein, dass wir uns nach so vielen Jahren ausgerechnet heute, am Freitag, den Dreizehnten, treffen, gell? Ich denke, unsere Begegnung bringt mir Glück«, fuhr er gut gelaunt fort.

In ihrem Artikel hatte Sarah angemerkt, dass die Dreizehn in manchen Kulturen wie der japanischen eine Glückszahl war. In der jüdischen Überlieferung war sie sogar ein Symbol Gottes, weil sie über der Zwölf stand. Ebenso schrieb man in der frühen Menschheitsgeschichte Freya, der altnordischen Göttin der Liebe, des Segens, der Lust und Fruchtbarkeit und des Kriegs, die Glückszahl Dreizehn und den Freitag zu.

»Verlass dich lieber nicht darauf, dass ich dir zur Glücksbringerin taue«, entgegnete Sarah grinsend.

»Schaun ma mal«, erwiderte Peer augenzwinkernd. »Apropos Glück und Unglück. Sagt dir der Begriff Triskaidekaphobie etwas?«

»Natürlich. Das ist die Angst vor der Dreizehn.«

»Meine Sekretärin leidet daran. Nicht mal der Absatz in deinem Artikel darüber, dass es statistisch g'sehen nicht vermehrt zu Unglücksfällen am Dreizehnten kommt und die Dreizehn auch eine Glückszahl ist, konnte sie davon heilen.« Er lachte lauthals.

Sarah lächelte. Die Haare mochten Peer ausgegangen sein, aber seinen fröhlichen Charme hatte er sich bewahrt.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich wäre jetzt wirklich gerne mit dir auf einen Kaffee g'gangen. Aber leider ...« Er hob bedauernd die Schultern. »Ich

mach nur schnell das Foto und muss dann gleich weiter zu einem Termin.«

»Ja, wirklich schade. Da läuft man sich nach so vielen Jahren endlich mal wieder über den Weg ... Aber kein Problem. Ich bin sowieso am Weg in die Redaktion, und der Chef vom Dienst wartet schon auf mich.«

Peer griff in die Innentasche seines Sakkos, zog eine Visitenkarte hervor und reichte sie Sarah. »Wennst ein andermal Zeit und Lust auf a Plauderei über alte Zeiten hast oder in den Kunstwerken in meinem Laden nach Symbolen und mystischen Zeichen suchen willst, schau vorbei. Amanda würde sich sicher auch freuen, dich wiederzusehen. Und dann gemma gemeinsam ins Café Bräunerhof auf ein Kaffeetscherl.«

»Abgemacht. Ich komm gern bei euch vorbei.« Sarah nahm die Karte, ließ sie in ihre Umhängetasche fallen, fingerte aus deren Tiefen ihre hervor und überreichte sie ihm.

Er ließ sie in der Innentasche des Sakkos verschwinden.

»Wirklich schön, dich getroffen zu haben, und grüß mir Amanda lieb.«

Er schenkte ihr ein joviales Lächeln. »Mich hat es auch g'freut, dich wiederzusehen. Sehr sogar. Baba, Sarah.« Er küsste sie nach österreichischer Art auf beide Wangen.

»Baba«, verabschiedete auch sie sich.

Dann sah sie ihm hinterher, wie er Richtung Kircheneingang eilte, und überlegte, ob es vielleicht doch etwas zu bedeuten hatte, dass sie sich ausgerechnet

heute über den Weg gelaufen waren. Nach so vielen Jahren.

Nein, maßregelte sie sich. Wahrscheinlich lag es nur an der Minoritenkirche, dass sie normale Zufälle wie ihre abergläubische Großmutter interpretierte. Sie hörte ein Telefon läuten und sah, wie Peer vor dem Kircheneingang stoppte. Er holte sein Handy hervor, blickte den Bruchteil einer Sekunde auf das Display, steckte es wieder ein und verschwand in der Kirche.

»Mailbox.« Amanda verzog entschuldigend das Gesicht, tippte auf den roten Kreis am Bildschirm des Smartphones und legte es auf den weißen Empfangstresen, vor dem sie stand. Ausgerechnet jetzt, wo ihr unangenehmster Kunde unangemeldet hereingeschneit war, hob Peer nicht ab. »Vor einer Viertelstunde war er noch da«, sagte sie. »Vielleicht holen Sie ihn ja noch ein, wenn Sie sich beeilen. Er wollte zur Minoritenkirche.« Ihr Blick wanderte Richtung Eingangstür, wo soeben ein Fiaker mit Touristen vorbeifuhr.

Mit etwas Glück verstand Tilmann Eckenberg den Wink mit dem Zaunpfahl und verabschiedete sich gleich wieder. Der Unternehmer war Amanda unsympathisch, mochte er noch so millionenschwer sein und, zugegeben, verdammt gut aussehen. Peer behauptete, dass dem begehrten Junggesellen die Frauen reihenweise zu Füßen lagen. Aber in ihren Augen war er nur ein reicher, großer, dunkelblonder und teuer gekleideter Schnösel, der überzeugt war, sich alles erlauben zu dürfen. Er war überheblich, selbstgefällig und protzte mit seinem Reichtum. Das mochte manche Frauen beeindruckend, doch Amanda gehörte nicht zu ihnen. Den Ferrari, den er fuhr, fand sie nur großkotzig.

»Kein Problem.« Eckenberg schien es nicht eilig zu haben, mit Peer zu sprechen. Er rührte sich nicht vom Fleck und musterte sie für ihren Geschmack zu intensiv. Sein Blick streifte schamlos über ihre Hüften und ihre gebräunten Arme und Beine, die das ärmellose, knielange Kleid nicht verdeckte. Hätte sie heute Morgen trotz der Wärme doch nur eine lange Hose und eine langärmelige Bluse angezogen. Mit einer verunsicherten Geste strich sie über ihre streng zusammengebundenen goldbraunen Locken. Sollte sie ihm einen Espresso anbieten, wie es Peer immer tat? Andererseits wollte sie Eckenbergs Anwesenheit nicht unnötig in die Länge ziehen.

»Hatten Sie einen Termin?«, hakte Amanda schließlich nach, weil ihr kein anderer Grund für sein Kommen einfiel. In letzter Zeit erschien ihr Peer extrem zerstreut. Er arbeitete zu viel, kam kaum einen Abend vor halb elf nach Hause. Ein Treffen zu vergessen würde zu seinem derzeitigen Zustand passen.

»Nein, er weiß nicht, dass ich vorbeischauen wollte. Aber wir haben letzte Woche telefoniert. Er meinte, dass heute neue Ware käme. Und da ich grad in der Nähe war ...« Eckenberg drehte sich etwas, und im nächsten Augenblick wirkte er, als wäre er in die Betrachtung des Bildes in dem dunklen Barockbilderrahmen vertieft, das die Wand hinter dem Tresen beherrschte.

Das Gemälde eines unbekannten Künstlers aus dem 17. Jahrhundert zeigte einen umgefallenen Zinnkrug, Pfirsiche, ein halb volles Glas Rotwein, gebrochenes Brot und eine Sanduhr. Wie in der Epoche üblich, hatte

der Maler dunkle Farben mit einem Hauch Gold verwendet. Die Symbolfarbe für Macht, wie Peer Amanda erklärt hatte. Eckenberg hatte ihrem Mann schon ein paarmal eine unverschämt hohe Summe dafür geboten. Eine, die den tatsächlichen Wert des Bildes bei Weitem überstieg.

»Warum macht er das?«, hatte sie Peer gefragt.

»Das ist sein Spiel. Er versucht zu bekommen, was anderen gehört. Alles und jeder hat seinen Preis, das ist Eckenbergs Devise, und danach lebt er«, hatte Peer leichthin gesagt.

»Na, hoffentlich gebärdet er sich nicht wie ein Dreijähriger, wenn er endlich kapiert, dass er es nie bekommen wird«, hatte sie erwidert. Denn egal, was der Unternehmer ihrem Mann bot, das Bild war das erste Kunstwerk, das dieser selbst erstanden hatte. Somit sein Glücksbringer und unverkäuflich.

»Er wird es niemals hergeben. Sein Herz hängt daran«, sagte Amanda jetzt und flüchtete hinter den Tresen.

»Das macht nichts«, erwiderte Eckenberg gönnerhaft, löste seinen Blick vom Bild und fixierte sie mit seinen unnatürlich blauen Augen erneut um eine Spur zu penetrant. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, ob er farbige Kontaktlinsen trug. Sein Blick glitt zu dem Schreibtisch, der noch vor dem Türbogen stand, durch den man in den rückwärtigen Bürobereich gelangte.

Axel Kowalski und Gerlinde Göhr, zwei ihrer Angestellten, saßen an dem Schreibtisch. Seit zwanzig Minuten bestückten sie die Homepage des Auktionshauses

mit Neuzugängen, die morgens von einem auf Kunstwerke spezialisierten Transportunternehmen geliefert worden waren. Ein paar von den Objekten waren vorbestellt und somit bereits verkauft. Die restlichen waren Teil der bevorstehenden Versteigerung und mussten demzufolge auf die Homepage geladen werden. Darunter befand sich eine wirkliche Rarität, die ihnen viel Geld einbringen würde. Gerlinde streckte sich, bevor sie sich schnell durch ihre hüftlangen dunklen Haare fuhr. Eine Geste, die Eckenberg zu gefallen schien. Er lächelte anerkennend.

Unauffällig schaute Amanda auf die Uhr. Es war halb sechs. In dreißig Minuten schlossen sie den Laden, und Eckenberg machte noch immer keine Anstalten zu gehen. Sie warf Axel einen flehenden Blick zu. Der Achtunddreißigjährige mit, wie Amanda fand, ausgesprochen vornehmen Gesichtszügen war Peers rechte Hand. Er hatte Kunstgeschichte studiert und verstand ebenso viel von ihrem Geschäft wie ihr Mann. Axel begriff sofort, stemmte sich aus dem Stuhl und gesellte sich zu ihnen.

»Bei einem Bild, das wir heute erhalten haben, bin ich mir sicher, dass es zu Ihnen passt. Wenn Sie wollen, zeig ich es Ihnen«, sagte er zu Eckenberg.

Amanda lächelte gefällig. Sie wussten beide, dass er Axels Angebot ablehnen würde. Denn beraten ließ sich der Unternehmer ausschließlich vom Chef des Hauses. Aber der Vorschlag verschaffte Amanda eine Pause.

»Der König der technischen Welt verlangt nach dem König des Kunsthandels«, machte sich Peer regel-

mäßig darüber lustig. Doch der wahre Grund war, dass er und Eckenberg bei ihren Gesprächen über jene Leidenschaft fachsimpeln konnten, die sie verband. Die Symbolik in Gemälden. Das wusste auch Amanda. Peer brannte dafür, arbeitete seit einem Jahr sogar an einem Podcast, in dem er das Thema fesselnd erläutern wollte. Er plante, damit vorwiegend junge Menschen anzusprechen. »Wir müssen dafür sorgen, dass sich auch die nächste Generation für die Kunstwelt interessiert. Und das gelingt am ehesten über die Mystik und mit spannenden Hintergrundinfos«, war er überzeugt und führte als Beispiel gerne *Harry Potter* an. In Amandas Augen hinkte der Vergleich, aber sie ließ Peer seine Überzeugung.

Symbole! Damit konnte Amanda ebenso wenig anfangen wie generell mit Kunst. Sie war Buchhalterin, eine Frau der Ziffern, keine Kunstliebhaberin. Ob sie Erbsen oder einen Brueghel verkauften, war ihr egal. Hauptsache, die Erlöse verschafften ihr ein angenehmes Leben.

Wieder sah Eckenberg zum Türbogen und gleich darauf zu der freitragenden Holztreppe, die zum Auktionssaal hinaufführte. Ob er vermutete, dass Peer sich vor ihm versteckte und verleugnen ließ? Was lächerlich wäre. Denn Peer mochte Tilmann Eckenberg. Er fand ihn amüsant und schätzte ihn als interessanten Gesprächspartner.

»Warten Sie, ich werfe einen Blick in den Kalender. Dann kann ich Ihnen sagen, wann er sicher hier sein wird. Carola, unsere Sekretärin und die Hüterin all

unserer Termine, hat heute frei. Wie immer an einem Freitag, den Dreizehnten. Sie fürchtete den Tag wie der Teufel das Weihwasser«, sagte sie lachend.

Warum tat sie das?, fragte sie sich im nächsten Moment. Ihr konnte doch egal sein, was Eckenberg über sie dachte. Aber irgendetwas an dem Mann brachte sie dazu, sich ihm wortreich zu erklären. Froh, ihm kurz zu entkommen, ging sie zum rückwärtigen Großraumbüro. Sie setzte sich vor Carolas Computer und rief den Online-Planer auf. Für heute war nur der Abendtermin eingetragen. Sie hörte, wie Axel erneut versuchte, mit Eckenberg Small Talk zu machen. Die Antworten des Unternehmers fielen vorhersehbar knapp aus.

Ihr Blick streifte das Deck Tarotkarten. Wie immer lag es griffbereit auf Carolas Tisch. Manchmal streckte die Sekretärin demjenigen, der gerade vorbeikam, den Stoß entgegen und forderte ihn auf, eine Karte zu ziehen. Sie alle machten mit, aus Spaß an der Sache. Carola hingegen nahm das Spiel ernst. Erst gestern vor Ladenschluss hatte Peer eine Karte gezogen. Den Tod. Die Sekretärin war erschrocken, hatte ihn zur Vorsicht ermahnt. Doch Peer hatte nur gelacht und gemeint, die Karte würde perfekt zum morgigen Freitag, den Dreizehnten, passen. Und jetzt war er nicht erreichbar. Eigentlich würde sie sich deshalb keine Gedanken machen, aber heute ...

Im nächsten Moment schalt sie sich dafür, dass sie sich schon vom Anblick der Karten in Carolas verrückte Gedankenwelt ziehen ließ. Entschlossen stand sie auf und ging wieder nach vorne. Ohne dass sie

es mitbekommen hatte, war Tilmann Eckenberg verschwunden.

»Er meinte, er würde Peer später sowieso noch treffen«, erklärte Axel.

»Aha«, sagte Amanda verwundert. Woher wusste der Kerl, was Peer an diesem Abend vorhatte?

Peer Schneider war ein Mann mit festen Regeln. An diese galt es, sich zu halten und sie bei Verstößen zu verteidigen. So wie jetzt. Ungehorsam bedrohte sein erfolgreiches Geschäftsmodell. Der Fehler, der begangen worden war, musste so schnell wie möglich korrigiert werden. Zum Glück hatte er noch keinen Schaden davongetragen. Aber es musste etwas geschehen, bevor ihm doch noch alles um die Ohren flog. Er hatte nicht so lange an dem Konzept gearbeitet, um es sich jetzt durch einen blöden Fauxpas – nicht mal von ihm selbst! – kaputtmachen zu lassen. Der Gedanke vermieste ihm den Genuss an den Kunstwerken, die sich im Schlossgarten Belvedere vor ihm aufreichten. Verflucht noch mal!

Die anderen zur Ausstellung gehörenden Werke hingen im Belvedere 21, dem Museum für zeitgenössische Kunst. Es lag in fußläufiger Entfernung. Die dort stattfindende Vernissage war noch nicht zu Ende gewesen, als er das Gebäude vor wenigen Minuten verlassen hatte.

Erstaunt stellte er fest, dass er allein in der barocken Parkanlage war. Das hatte er auch noch nie erlebt. Vermutlich hatte die Hitze, die wie eine dicke Decke über

der Stadt lag, die Menschen längst in die schattigen Gastgärten und ans Ufer der Donau getrieben. Er sah auf seine Uhr. Oder es lag daran, dass die Tore des Parks in zehn Minuten geschlossen wurden. Rasch begann er, die Skulpturen abzuschreiten, die rund um den eindrucksvollen Spiegelungsteich beim Oberen Belvedere standen. Knallrote Bronzefiguren: Waffen, Pistolen, Panzerfäuste, Speere, Gewehre, Kanonen. Sie symbolisierten das Blut, das die Menschheit seit Jahrtausenden auf der gesamten Welt sinnlos vergoss. Lilo, eine argentinische Künstlerin, hatte sich mit dem Thema Krieg und Gewalt auseinandergesetzt. Ihr Tod vor drei Jahren hatte ihm in die Hände gespielt. Seitdem stieg der Wert ihrer Werke kontinuierlich. Schon demnächst würde er eines ihrer Gemälde zu einem horrenden Preis an einen Sammler verkaufen. Die roten Tötungsmaschinen standen im krassen Gegensatz zu den Ausstellungstücken im Oberen Belvedere. Etwa zu der weltgrößten Sammlung von Gustav-Klimt-Werken inklusive des berühmten Gemäldes *Der Kuss*.

Er atmete tief durch. Sodbrennen quälte ihn. Der Sekt, der zur Eröffnung gereicht worden war, hatte zu viel Säure gehabt und bekam ihm nicht. Und sein Ärger verstärkte das Brennen nur noch. Aber sein Problem ließ ihm keine Ruhe, es gelang ihm schlichtweg nicht, sich auf die Kunstwerke zu konzentrieren. Er wusste, dass nur hartes Durchgreifen die Sache regeln würde. Genauso, wie er wusste, dass Münzen in einem Gemälde häufig Geiz, Bestechung oder Korruption versinnbildlichten.

»Dreizehn funkelnde Gründe«, murmelte er. Schwachsinn. Es war ein Fehler gewesen. Basta. Nein, das konnte er ihm nicht durchgehen lassen.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Dreizehn, in Carolas Augen eine Unglückszahl. Und sie würde auch zu seiner Unglückszahl werden, wenn er nicht aufpasste. Aber dass er so dachte, würde er gegenüber seiner Sekretärin niemals zugeben.

Trotzdem würde es schwierig werden, die Sache zu regeln. Er sah wieder auf die Uhr. Zeit zu gehen. Er warf einen letzten Blick auf das knallrote Messer neben dem Teich.

Großartig, dachte er, als er sein Problem endlich für einen Augenblick verdrängen konnte. Lilo war es sogar gelungen, die Schärfe der Klinge sichtbar zu machen.

Dann lenkte ihn ein Geräusch ab. Schritte auf Asphalt. Sie kamen näher.

Er blickte sich um, sah aber niemanden. Plötzlich beunruhigte ihn die Menschenleere des Parks. Er wandte sich zum Gehen. In dem Moment hörte er seinen Namen.

»Danke für den schönen Abend.« Gabi drückte Sarah zwei Abschiedsküsse auf die Wangen.

Sarah kicherte. Die blonden Locken ihrer Freundin kitzelten sie an der Nase.

»Und eine super Idee von dir, Essen zu bestellen, David.« Chris' dunkle Augen blitzten zufrieden. »So hat keiner von uns kochen müssen.«

»Wann hast du denn zum letzten Mal für uns gekocht, Bruderherz?«, fragte Sarah mit einem Augenzwinkern. »Ist sicher schon ein Jahr her.« Die vier aßen oft zusammen. Miteinander Zeit zu verbringen war ihnen wichtig. Aber meistens kochte David oder Sarah.

Ihr jüngerer Bruder küsste sie anstelle einer Antwort auf die Stirn. Er und seine Freundin Gabi wohnten in dem Apartment im ersten Stock über ihnen. David hatte die Villa mit der Backsteinfassade im Cottageviertel im achtzehnten Bezirk vor zwei Jahren gekauft. Davor hatten Sarah und Chris zusammen in einer Wohnung am Yppenplatz im sechzehnten gewohnt. Nach dem Unfalltod ihrer Eltern war ihr Bruder zu Sarah gezogen, da er damals noch zur Schule ging. Seitdem verband sie beide ein unsichtbares Band, das dicker als ein Stahlseil war. Zu seiner Studienzeit hatte Chris mit seinem

Charme und dem südländischen Aussehen die Frauenwelt bezirzt und Eroberung um Eroberung mit nach Hause gebracht. Sarah war es schwergefallen, sich die Namen der Mädels zu merken, die bei ihm übernachtet hatten. Doch Sarahs Freundin Gabi, die zugleich Davids Sekretärin war, hatte Chris bezaubert. Der Casanova war in den letzten Jahren solide und erwachsen geworden.

»Sorry, dass wir euch schon verlassen müssen«, entschuldigte Chris sich. »Normalerweise ...« Er machte eine bedauernde Geste. »Aber die Arbeit ...«

Sarahs Bruder war Anästhesist im AKH, dem größten Krankenhaus Wiens, und hatte Wochenenddienst.

»Schon okay. Aber, Gabi, wenn dir ohne Chris fad ist, dann komm runter«, schlug David vor. Er hatte die Ärmel des hellblauen Hemdes, das er zu den Jeans trug, hochgekrempelt. Eine dunkle Strähne, durchzogen von feinen Silberfäden, fiel ihm über die Augen und ließ ihn überaus verführerisch aussehen, wenn es nach Sarah ging. »Ich werfe Sonntagnachmittag den Griller im Garten an«, fügte er hinzu.

»Yeah, Grillparty!«, rief Sarah.

Gabi lächelte. »Klingt super.«

Chris machte ein trauriges Gesicht. »Könntet ihr mir dann bitte etwas ins Spital liefern?«

»Oh, jetzt mach halt nicht deine Bambiaugen«, sagte Gabi und strich ihm wie eine Mutter einem kleinen Kind tröstend über die Wange. »Wir sitzen sicher noch im Garten, wenn du Dienstschluss hast.«

»Und wir heben dir eine Portion auf. Dann hast du

etwas, worauf du dich den ganzen Tag lang freuen kannst«, versprach Sarah.

Chris zupfte an ihrem Pferdeschwanz. »Ich verlass mich drauf, Schwesterherz.« Die beiden verabschiedeten sich mit Luftküssen und liefen die Stufen nach oben.

David schloss die Wohnungstür und folgte Sarah auf die Terrasse. Gemeinsam räumten sie die Teller und Chris' und Gabis Gläser vom Tisch in die Landküche, in die man vom Esszimmer aus durch einen breiten offenen Durchgang gelangte. Ihre schwarze Halbangora rollte sich derweil genüsslich auf einem Stuhl zusammen.

»Ist dir eigentlich aufgefallen, dass Marie noch nie im Haushalt geholfen hat?«, witzelte David und stellte das Geschirr in den Spüler.

»Definitiv ein Erziehungsfehler«, lachte Sarah.

David startete die Geschirrspülmaschine. »Lass uns noch ein bisschen draußen sitzen und ein Glas Wein trinken. Die angebrochene Flasche Cabernet Sauvignon vom Leberl steht noch am Tisch. Sie jetzt nicht auszutrinken wär ein Frevel. Außerdem haben wir morgen frei und können ausschlafen.« Er trat wieder durch die offene Terrassentür nach draußen.

Sarah schaltete den Player im Wohnzimmer ein und folgte ihm. Kubanische Klänge schwebten leise bis auf die Terrasse. Sie streifte ihre Flipflops ab. Der Terrakottaboden unter ihren Füßen war warm und erinnerte an Urlaub. Ebenso der Rosmarin, Salbei, Thymian, Lavendel, die Minze und das Basilikum in den Tontöpfen auf der Terrasse. Im jetzt dunklen Teil des Gartens